



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Der Mond im Aberglauben.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Der Mond im Aberglauben.

Um die hervorragende Rolle zu begreifen, die der Mond im Aberglauben spielt, ist es nicht nöthig, sich an die Gestalt zu erinnern, in welcher er den Urvölkern erscheinen mußte. Seine Bedeutung in jenem Kreis von Anschauungen, seine Stellung in der Physiologie, Psychologie und Medicin des Volkes erklärt sich zum Theil schon, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie sein Bild auf unsre Stimmung und Empfindung, auf die Stimmung und Empfindung des gebildeten Menschen wirkt, sobald dieser mit ihm allein und nicht gerade ohne allen Sinn für die Natur ist. Der Mond ist die Sphinx des Himmels, von der Sprache als Mann aufgefaßt und doch in der Seele als Weibliches empfunden, halb regelrechtes, wohl erklärliches Naturding, halb mystischer Magus, der nach jedem Räthsel, das wir lösen, ein neues im Munde hat. Die Wissenschaft ist auf der Leiter, die seine Strahlen bilden, zu ihm hinaufgestiegen und hat ihn Stück für Stück der Eigenschaften entkleidet, welche die Phantasie der Fabelwelt ihm verliehen. Er hat es dulden müssen, von ihr gemessen und gewogen zu werden. Von ihren Spiegeln gefangen, von ihren Fernröhren bedroht, hat er fast über alle seine häuslichen Verhältnisse, über seine bürgerliche Stellung im Staat der Gestirne, selbst über manche seiner privaten Neigungen und Liebhabereien in einer Weise Rede gestanden, daß man meinen sollte, es fehle nur noch wenig zu einem vollständigen Signalement. Jeder aufmerksame Bürgerschüler kann es ihm wiederholen, um wie viel kleiner er als die Erde ist, wie viele Meilen sein Durchmesser hat, was sein spezifisches Gewicht, seine mittlere Entfernung von unserm Planeten beträgt. Wir können die Figuren der Tour, die er um diesen tanzt, mit Kreide auf den Tisch malen, wir wissen sogar, in welchem Grade ihm seine vornehmere Tänzerin imponiren müßte, falls ihm die Fähigkeit zum Vergleichen innewohnte. Er hat gestehen müssen, daß er um vieles weniger schön, als diese, ja daß er eigentlich ein recht häßlicher Himmelskörper ist, daß er den anmuthigen Wechsel der Jahreszeiten nicht kennt, daß er kein Wasser, weder das dichte greifbare der Seen und Ströme, noch das dünne fliegende der Wolken, hat, daß er nichts von dem erhabnen Zorn der Gewitter, nichts von der holden Gluth der Morgenröthe, nichts von Himmelsbläue und Waldesgrün weiß, daß ihm jeder Begriff des animalischen und vegetabilischen Lebens fehlt, welches uns hier unter ihm mit seinen Farben, Formen und Stimmen erfreut.

Der Mond der Astronomen ist ein unheimlicher, düstrer Gesell, mißfarbig, am ganzen Leibe mit Warzen und Buckeln, dreimal so hoch als unsre höchsten Berge, mit tiefen Schrammen und Pockennarben, grauiger als unsere tiefsten

Krater und Schluchten bedeckt, stumm, taub, weil ohne Luft, öder und unwirthlicher als die wüdeste Erdenwüste.

Es ist wahr, diese Schilderung beschreibt nur die eine Seite des Erdtrabanten. Die andere, uns ewig abgekehrt und darum unserm Auge ewig verborgen, könnte das Sprichwort rechtfertigen, daß hinterm Berge Leute wohnen, und damit eben das enthalten, was uns den Mond als Doppelnatur, als Sphing bezeichnen läßt. Allein auch diese Vermuthung wird von der Wissenschaft widerlegt. Sie weiß, daß auch dort keine Atmosphäre, die der unsrer Erde einigermaßen gleiche, und somit auch dort kein Wasser sein kann, und da aus dem Wasser alles entspringt, was wir Leben nennen, so wird unsre Charakteristik des Mondes in der Hauptsache auch von jener geheimnißvolleren Hälfte zu gelten haben. Wer durchaus das Bedürfniß empfindet, die Mondschlacke mit denkenden und fühlenden Kreaturen zu bevölkern, mag sich deren innerhalb der im Obigen liegenden Bedingungen zu construiren versuchen. Es wird ziemlich viel Phantasie dazu erforderlich sein, und Wesen mit Fleisch von unserm Fleisch, Bein von unserm Bein, Seelen gleich unsern Seelen wird man nicht dahin schicken dürfen. Vielleicht thuns Elfen, wie Fehner einmal im Scherz vermuthete, vielleicht ein Wagnerscher Homunculus.

Der Mann von Bildung weiß alles das. Wer aber dächte an diese Prosa des Fernrohrs, wenn ihm an einem stillen Abend im einsamen Zimmer das Gesicht des Mondes durch die Fenster herein sieht? Wer erinnerte sich der Schlacke, wenn die silberne Sichel ihm im Schatten des Waldes zwischen den Tannenästen sichtbar wird, oder wenn ihm die volle bleiche Scheibe aus der Mitte eines abgelegnen Weihers, umgeben von den schwarzen Spiegelbildern des Uferschilfs melancholisch entgegenzittert? In der That, wenige werden sein, denen er unter solchen Umständen nicht mehr oder minder die Stimmung umwandelt, denen er nicht die Welt in einem andern Licht erscheinen läßt, auf die er nicht als ein Füllhorn schwermüthiger Phantasien wirkt, wenige, auf die sein Bild nicht mehr oder minder den Eindruck eines begleitenden Gesichtes, auf die es nur den einer kalten fernen Lichtkugel macht. Daß es nicht die Nacht allein, daß es diese nicht einmal vorzugsweise ist, wodurch wir in diese Stimmung versetzt werden, ergibt sich schon, wenn wir uns die Nacht ohne Mond denken. Die Nacht ohne den Mond gleicht im Menschenleben dem tiefen traumlosen Schlafe, die mondbeglänzte Nacht dem Schlafe des Träumenden. Die Natur nimmt im Licht des Mondes andere Formen an, die Umrisse, die Schatten werden andere. Das Flüstern der Büsche, das Rauschen der Gewässer scheint unter seinem Einfluß aus einem weicheeren Ton zu gehen. Ueber die Landschaft ist ein Licht ohne Wärme, eine gewisse kühle Jungfräulichkeit ausgegossen, das Wesen, das in dem plastischen Geiste des Griechenthums sich zur Gestalt der Artemis verkörperte. Der Verstand tritt vor der Empfindung

zurück, durch die Seele zieht es wie eine leise Melodie in Moll, das Heldengedicht des Sonnenlebens wird unter der Magie des Mondes zur Elegie. Ein seltsames Verschwimmen, Verschieben und Verweben geht vor sich. Indem er seinen silbernen Zauberstab über den Strom streckt, tauchen vom Grunde die weißen Nebelgestalten der Wasserfrauen auf, um ihre Reigen über den Strudeln zu tanzen, lautlose Tänze, zu denen nur die Welle am Ufer und vielleicht ein verirrtes Lüftchen in den Wipfeln die Musik macht. Droben am Himmel ziehen auf das Geheiß des Königs der Nacht stille Volkengeschwader hierhin und dorthin. In der Ferne am Meeresgestade hebt er wie ein nezzziehender Fischer die Flut, drängt er sie über die grauen Watten auf den Stand der Ebbe zurück. Eine Leuchte der Liebenden, weckt er in ihnen sehnsüchtige Gefühle, vermittelt er den Wechsel der Grüße zwischen ihnen. Ein Magnet für den Nachtwandler, führt er ihn in graufiger Höhe auf Pfaden hin, die nur er selbst und die von ihm Bezauberten ohne Schwindel und tödtlichen Sturz beschreiten können. Ein Wecker der Todten, läßt er sie schnellen Rittes dem Gegenstand ihres Verlangens zueilen.

Wir sind an der Grenze des Aberglaubens angelangt, ja das Bisherige stand zum Theil schon mit einem, zum Theil bereits auch mit dem andern Fuß auf dem Gebiet des Aberglaubens. Es wurde der Rest von Aberglauben geschildert, der dem Gebildeten bleibt. Da derselbe kein bleibender Wahn, sondern nur eine zeitweilige Stimmung, eine Gefangenschaft des Verstandes unter der von Natureinflüssen übermächtig gewordenen Phantasie ist, die mit dem Monde, ja schon mit der Rückkehr des Träumers unter Menschen verschwindet, so hätte statt der Bezeichnung Aberglauben eine andere gewählt werden sollen. Indes ist jene Stimmung mit ihren Hallucinationen nahe verwandt mit dem wirklichen Aberglauben, gleichsam der noch flüssige, noch nicht auf bestimmte Gegenstände gerichtete, noch nicht zu Dogmen und Regeln ausgeprägte Aberglaube, und so mag der obige Ausdruck stehen bleiben. Genau zu bestimmen, wo hier die Grenze gezogen werden muß und bis wie weit ein wirklicher Einfluß des Mondes auf die äußere und innere Welt stattfindet, ist unmöglich. Einiges, was zur Regulirung dieser Grenze dienen kann, soll zum Schlusse beigebracht werden, nachdem wir einen Blick auf den Glauben des Volkes gethan haben, zu dem wir uns jetzt wenden.

Der Glaube des Volkes vom Monde ist das Resultat jenes temporären Ueberwiegens der Phantasie über den Verstand, mit hinübergenommen in das Tagesleben, vermischt mit einigen richtigen, nur falsch angewendeten Beobachtungen und dem einen oder andern Nachklang altheidnischer Vorstellungen, angewendet auf Nahrung und Nothdurst der Alltagsexistenz, ausgeprägt in der groben Münze von Bauernregeln, Zaubersprüchen und Sympathiekuren. Der Aberglaube des Gebildeten vom Monde ist sentimental. Er sieht den guten Mond stille durch

die Abendwolken gehen, fragt, warum der Thränen unterm Mond so viel sind. Der Aberglaube des Volkes ist naiv, auß Praktische gerichtet. Er sieht im Mond seinen Doctor für Zahnschmerzen und Kröpfe und fragt sich, ob es gerathner ist, bei zunehmendem oder abnehmendem Monde seine Erbsen zu säen.

Ueber das eigentliche Wesen des Mondes lauten die Sagen verschieden. Bald klingt die alte Zeit nach, die ihn als belebtes Wesen auffaßte, bald ist er ein bloßer Ort am Himmel, wohin Uebelthäter verbannt sind. Aehnlichen Auffassungen begegnen wir in den Gebräuchen, die sich auf seinen wahren oder vermeintlichen Einfluß auf das Temperament und die Gesundheit der Menschen, auf das Gedeihen der Feldfrüchte und andere Vorgänge und Zustände des Lebens beziehen, doch spielen hier bereits orientalische Gedanken, durch Römer, Kreuzfahrer und mittelalterliche Juden vermittelt, in den germanischen Ideenkreis herein. Jene beiden Vorstellungen finden sich schon in der Edda angedeutet obwol die, nach welcher der Mond ein belebtes, göttliches oder halbgöttliches Wesen ist, hier noch entschieden vorwiegt. Die älteste Gestalt der Mythe läßt Wodan als Weltordner die Niesentochter Nacht und deren Sohn Tag zu sich berufen und ihn jedem von beiden ein Roß und einen Wagen geben, damit sie in je vierundzwanzig Stunden einmal um die Erde fahren. Nacht hat den Vortritt, ihr Roß (der Mond) heißt Reismähne, das knirscht in sein Gebiß und wirft den Schaum über die Erde, wovon der Thau herkommt. Nach ihr kommt Tag, dessen Roß heißt Scheinmähne, es hat leuchtende Haare (die Sonnenstrahlen), von denen Luft und Erde ganz erhellt werden. Später, als die reine Naturreligion sich mit ethischen Momenten erfüllte, nahm diese Mythe eine andere Form an. Es heißt hier: Es war ein Mann, Namens Mundelför (Scheibenschwinger) der hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, und da sie so hold waren und so schön leuchteten, nannte er den Sohn Mond und die Tochter Sonne; diese aber vermählte er einem Manne, der Glanz hieß. Die Götter jedoch wurden zornig über den Stolz Mundelförs, nahmen ihm seine beiden Kinder und setzten sie an den Himmel, um den Gang von Sonne und Mond zu leiten. Sonne mußte die Hengste führen, die vor den Sonnenwagen gespannt sind, und Frühwach und Allgeschwind heißen. Unter ihren Bugen sind Blasebälge, um sie abzukühlen; denn der Sonnenwagen ist aus Feuerfunken gemacht, die aus Muspelheim herüberflogen, und ist ganz glühend. Vor ihn ist auch ein Schild gesetzt, um die Hitze aufzufangen; wenn der herunterfiel, würden Wasser und Erde entbrennen. Mond wurde bestimmt, den Gang des Mondes zu leiten und über Neulicht und Volllicht zu herrschen. Noch späteren Ursprungs und wol nur eine Wiederholung oder vielmehr eine anderswo entstandene Gestalt derselben Mythe, die sich dann an diese anhing, ist die Erzählung, nach welcher Mond, als er einmal auf die Erde herabgesehen und Widwinn

Kinder Bil und Hiuk erblickt, wie sie vom Brunnen Byrgr kamen und eine Stange mit einem Eimer Wasser auf den Schultern trugen, diese raubte und zu sich nahm, so daß man sie noch heute im Monde gehen sieht.

Die Urgestalt der Vorstellung des germanischen Stammes vom Monde drücken diese Mythen nicht aus. Man wird sich vielmehr im Anfang denselben einfach als Auge, als rollendes Rad (noch jetzt sagt man in der Oberpfalz: „Der Mond ist voll wie ein Pflugrad“), als glänzenden Schild gedacht haben, Ausdrücke, die in der Edda wenigstens von der Sonne wiederholt gebraucht werden.

Neben diesen Bildungen der Mythe ging unter den südlichen Germanen — vielleicht schon früh — eine andere Auffassung der beiden großen Gestirne her. Die Sonne wurde für eine göttliche Frau, der Mond für einen Mann gehalten. Beide waren Gatten, der Mond aber ein so kühler Gemahl, daß es die Sonne verdroß. Sie schlug dem Gatten eine Wette vor: wer zuerst aufwachen würde, sollte das Recht haben, bei Tage zu scheinen, dem Trägen gehöre die Nacht. Früh am Morgen zündete die Sonne der Welt das Licht an und weckte den phlegmatischen Gemahl. Seitdem leuchten beide getrennt. Beide reut indeß die Scheidung, und so suchen sie sich einander zu nähern. Das ist die Zeit der Sonnenfinsternisse. Dann machen sie sich gegenseitig Vorwürfe, aber keines behält Recht, und so trennen sie sich wieder. Vor Schmerz nimmt der Mond dann ab, bis ihm die Hoffnung wiederkehrt und ihn wieder voller werden läßt.

Von allen diesen Sagen und Mythen bewahrt unser Volksaberglaube deutlich erkennbare Reste. Im Böhmerwald wird eine Sonnenfinsterniß als Streit zwischen Sonne und Mond aufgefaßt, und damit der Mond, der als der Stärkere gilt, nicht Herr werde, fallen die Altgläubigen auf die Knie und beten zum Ofen gewendet oder schlagen mit Messern auf Pfannen oder Senfen, damit der Mond, hierdurch erschreckt, ablasse.

Noch wichtiger aber für unsern Zusammenhang ist die Art und Weise, in welcher sich das Volk in den verschiedensten Gegenden Deutschlands die Mondflecken erklärt. Hier sehen wir mit geringen Veränderungen die jüngere Eddamythe vor uns, ja einige Versionen zeigen auch Spuren der jüngsten.

Bekannt ist, daß wir in den Flecken des Mondes einen Mann vor uns haben, der wegen eines Vergehens dorthin versetzt worden ist. In der Gegend von Reutlingen ist es ein Weingärtner, der eines Abends noch bei Mondschein arbeitete und „Nebenbüschele“ machte. Da bei Mondschein zu arbeiten, wie später zu erwähnen sein wird, für frevelhaft gilt, so wurde er zur Strafe dafür in den Mond verwünscht, in dem er noch immer „schweben“ muß. Er trägt dabei das *corpus delicti*, sein Nebenbüschele an einem Stock auf der Schulter (ähnlich denen, die an den Pranger gestellt werden).

Dieß möchte die älteste Form dieser Sage sein. Andere Erzählungen stehen auf dem Boden des Christenthums: es war eine Verletzung des Gebots der Sonntagsheiligung, welches den Mann in den Mond brachte. Im vordern Schwarzwald, bei Kaltw und Liebenzell heißt es, daß der Verwünschte einst am Sonntag Besenreiser schnitt. Als er heimging, begegnete ihm im Walde der liebe Gott, stellte ihn über seine Unkirchlichkeit zur Rede und sagte ihm zugleich, daß er ihn dafür bestrafen müsse. Indes solle er wählen dürfen, ob er in den Mond oder in die Sonne verwünscht sein wolle. Darauf versetzte er: „Wenn es sein muß, will ich lieber im Mond erfrieren, als in der Sonne verbrennen,“ und so ist er mit seinem Bündel Besenreiser auf dem Rücken in den Mond gekommen. Damit das „Besenmännle“ aber nicht erfriere, hat ihm der liebe Gott sein Bündel angezündet, und das brennt jetzt fort und wird nimmer erlöschen. In einer noch moderneren Fassung der Sage hat der Mann am Sonntag Holz gestohlen, statt des lieben Gottes stellt ihn sein Pfarrer zur Rede, er leugnet und verwünscht sich selbst in den Mond, wenn er es gethan, und sein Fluch geht in Erfüllung. In Graubünden ferner erzählt man die Sache folgendermaßen: Einen Senner bat eine arme Frau um ein wenig Milch, er aber wies sie mit Scheltworten ab. Da verwünschte sie ihn für seine Unbarmherzigkeit an den kältesten Ort, worauf er in den Mond kam, in dem er noch immer mit seinem Milcheimer zu sehen ist.

So die süddeutschen Sagen vom Mann im Mond. Aehnlich die norddeutschen. Hier ist der Mann in der Mark deshalb in den Mond gesetzt, weil er am Sonntag sich mit Errichtung eines Dornenzauns beschäftigt hat, im Paderbornschen, weil er am Ostertag Leuten, die zur Kirche wollten, das Hecken (Feldthor) sperrte, in der Gegend von Woeste, weil er am Sonntag mähetete, zu Hemer in Westfalen, weil er am Ostermorgen „im Glauben, unser Herr Christus wäre nun todt,“ Holz stahl, zu Vorhop in Westfalen, weil er am Gründonnerstag Besen band, u. s. w. Im Holsteinischen heißt es: In der Zeit, da noch das Wünschen half, stahl einmal ein Mann am Weihnachtsabend Kohl aus dem Garten seines Nachbarn. Eben wollte er mit der vollen Hucke davon gehen, als die Leute seiner gewahr wurden und ihn in den Mond verwünschten, wo man ihn noch jetzt mit seiner Kohlhucke sieht. An jedem Weihnachtsabend kehrt er sich einmal um. Dieselbe Sage hört man im Havelland, nur ist es hier der heilige Christ, der, „auf seinem weißen Schimmel vorüberreitend“, den Dieb ertappt und bestraft. Auf Silt ist der Verbannte ein Schafdieb gewesen, der mit seinem Kohlbüschel die Schafe der Nachbarn an sich lockte. Im Siegenschen war er ein junger Mensch, der des Nachts zu seinem Mädchen ins Fenster steigen wollte und, da ihm der Mond zu hell dazu schien, ihn mit einer Dornwelle zu verfinstern versuchte, wobei

er an ihm hängen blieb. In Schmallenberg war er ein Säufer, der, als er des Nachts nach Hause ging, dem Mond mit einem Dornbusch drohte, und dafür sammt dem Dornbusch von ihm hinaufgezogen wurde.

Die Rantumer, auf der Insel Silt, sagen: Der Mann im Mond ist ein Riese, der steht zur Zeit der Flut gebückt, weil er dann Wasser schöpft und auf die Erde gießt, woher die Flut kommt. Zur Zeit der Ebbe aber steht er aufrecht und ruht von seiner Arbeit aus, und dann kann sich das Wasser wieder verlaufen.

Mit Ausnahme der zuletzt genannten Deutung ist es also immer ein Frevler, der den Mann in den Mond gebracht hat, und das stimmt durchaus mit der alten Erzählung, nach welcher die Götter Mundelförs Kinder in die Sonne und den Mond versetzten, um seinen Uebermuth, um ein Sacrilegium zu bestrafen. Aber auch von der jüngsten der drei Gestalten, in denen die Mythe vom Mond in der Edda auftritt, von der, nach welcher der Mondmann Widfinns Kinder raubte, läßt sich im deutschen Aberglauben ein Nachklang aufzeigen, und zwar zunächst in den Sagen, in welchen von zwei Personen im Monde die Rede ist, dann aber in denen, in welchen der Mondmann seinen Platz am Himmel verläßt, um auf die Erde zu kommen und die, welche bei Mondschein spinnen oder stricken, mit Entführung zu bedrohen. Wir geben für jede der beiden Versionen ein Beispiel. Zu Hemer in Westfalen wird erzählt, daß im Mond ein Mann mit einer Gabel voll Dornen und eine Frau mit einer Kirne (Butterfaß) neben einander stehen, zur Strafe dafür, daß jener am Sonntag sein Feld mit Dornen umzäunte, während die Frau butterte. Zu Brackenheim in Schwaben war eine arme Frau, die sich mit Spinnen nährte und dabei so fleißig war, daß sie selbst bei Mondschein noch an der Kunkel saß. Da trat einmal mit dem Schlag zwölf ein Mann zu ihr herein, brachte ihr einen ganzen Arm voll Spindeln und sagte, die müsse sie ihm noch in dieser Nacht voll spinnen, wo nicht, so werde er sie mit fort nehmen. Der Frau ward Angst darüber, aber ein guter Geist gab ihr ein, daß sie die Spindeln nur einmal überspann und so zu rechter Zeit fertig wurde. Die Sage macht aus dem Mann den Teufel. Er ist aber sicher kein anderer, als jener Sohn Mundelförs, das Urbild der meisten von den verschiedenen Gestalten des Mannes im Monde. Das geht, abgesehen von dem oben erwähnten reutlinger Winzer, schon daraus hervor, daß eine andere Deutung der Mondflecken in demselben ein Mädchen erblickt, welches am Sonnabend im Mondschein gesponnen hat und dafür wirklich vom Mondschein sammt ihrem Kocken hinaufgezogen worden ist. Die Edda sagt es nicht ausdrücklich, aber Bil und Hiuk werden bei ihrem Wasserholen eben auch das Verbot, bei Mondlicht zu arbeiten, übertreten haben.

Welchen Grund dieses Verbot oder diese Scheu hatte, läßt sich nur ra-

then, nicht genau bestimmen. Möglich, daß die Urzeit eine nachtheilige Einwirkung des Mondes auf die Gesundheit der Menschen und auf die Erdenatur überhaupt wahrzunehmen meinte. Möglich, daß die Mythe vom Raube der wasserholenden Kinder ein Symbol des Einflusses des Mondes auf das Meer, oder eine Folgerung daraus ist, so daß man geglaubt hätte, wie der Mond die Flut hebt, könne er auch Menschen der Erde entheben. Vielleicht auch, daß dazu ein ähnliches Gefühl trat, wie das, welches den Israeliten untersagte, am siebenten Tage zu arbeiten. Wie hier die Arbeit auf sechs Tage der Woche beschränkt wurde, so könnte unter den Germanen die Billigkeit verboten haben, anders als bei Sonnenlicht thätig zu sein, und dieses Gefühl, anfänglich eine bloße Scheu, später zum Verbot und noch später zu einem Glied in der Mythe geworden sein.

Eigenthümlich und vielleicht nur eine Christianisirung der im Obigen angeführten ältesten Eddamythe, nach welcher Sonne und Mond Riesenkinder sind, die im Anfang der Dinge an ihren Platz gestellt wurden, ist die von Maurer mitgetheilte Sage aus Island, daß die Sonne das Gesicht Evas, der Mond das Antlitz Adams zeige. Dagegen erinnert eine andere dort im Volksmund lebende Erzählung lebhaft an einen bekannten Zug in den Sagen vom wilden Jäger. Ein Dieb war eben dabel, an einem einsamen Orte die Lende eines von ihm gestohlenen Schafes zu verspeisen. Der Mond schien gerade hell und klar vom Himmel herab. Da rief der Bursch übermüthig zu ihm hinauf: „Willst du, Mond, in deinen Mund diesen fetten Bissen?“ Sofort antwortete eine Stimme: „Willst du, Dieb, auf deine Wange diesen heißen Schlüssel?“ und zugleich fiel vom Himmel wirklich ein glühender Schlüssel herab und brannte dem Spötter ein Brandmal auf den Backen.

Die Götter der Urzeit bilden sich aus unbestimmten Empfindungen und Wahrnehmungen, gewinnen für einige Zeit plastische Gestalt und sterben dann in derselben Weise wie alles andere, d. h. sie lösen sich in das auf, aus dem sie entstanden sind, nur daß dann jene Elemente, jene Empfindungen und Wahrnehmungen in der Volksseele in bestimmterer Fassung, als Dogmen fortleben. Die ethischen Götter sind aus unserm Aberglauben verschwunden bis auf geringe Reste. Dagegen bewahrt derselbe zahlreiche Erinnerungen an die flüssige, vielfach verschwimmende Welt der dieser vorausgehenden Naturreligion, und das ist begreiflich, da jene nur eine vergängliche Bildungsstufe der Volksseele abspiegeln, während die Natur für den Naturmenschen immer dieselbe ist. Die aus der unklaren Empfindung, daß der Mond einen Einfluß auf Mensch und Welt ausübe, hervorgegangene Mythe vom Mondmann oder Mondgott, der Menschen entführt, welche sich seinem Schein aussetzen, in demselben Arbeiten verrichten, wird sich, als der Gott am Christenthum starb, wieder in die Vorstellung von einer schädlichen Einwirkung des Mondes auf die Erde

umgewandelt haben, und diese Vorstellung mag dann später zu der noch bläseren und allgemeineren zurückgekehrt sein, nach welcher das Himmelslicht der Nacht überhaupt einen zauberhaften Einfluß auf uns und unsre Umgebung besitze. So finden wir auch da, wo der Glaube an den Mann im Monde schon längst nur noch Kinderglaube ist, eine Menge von Geboten und Verboten, welche das Thun und Lassen des alltäglichen Lebens nach dem Monde regeln. Bei Weitem mehr als die Sonne dient er unsern Bauern als Uhr ihres Schaffens. Seine Wechsel werden beim Feld- und Gartenbau, bei sympathischen Kuren, beim Schröpfen und Aderlassen, beim Haarschneiden, beim Abtreiben von Würmern als wichtiges Bestimmungszeichen betrachtet. Der zunehmende Mond gibt eine günstige, der abnehmende eine ungünstige Zeit für alle Unternehmungen des Landmanns, vorzüglich für Säen und Pflanzen, aber auch für Dienst- und Wohnungswechsel, Hochzeiten u. s. w. Der Vollmond scheint in manchen Gegenden geradezu als giftig aufgefaßt zu werden, während sein Licht in andern als Heilmittel benutzt wird. Auch der Neumond hat seine Bedeutung, ja selbst der Montag nimmt an der Wichtigkeit für das Leben, die sein Namengeber hat, einen nicht unbeträchtlichen Antheil. Viele dieser Regeln widersprechen sich, indem hier das eine, dort das Entgegengesetzte beobachtet werden muß, manche stammen offenbar aus der Astrologie des Orients, viele haben ihre Begründung nur darin, daß man den Mond und seine Phasen mit dem Leben verglich, ihn als ein Symbol und Omen irdischer Entwicklung betrachtete, andere wieder beruhen auf altgermanischem Zauberlauben.

Im Folgenden geben wir eine Uebersicht der wichtigsten Sätze dieses Uberglaubens, und zwar zunächst der an das Obige sich enger anschließenden, nach denen der Mond als gefahrdrohendes schädliches Gestirn erscheint. Im Mondschein darf man nicht spinnen, in der Oberpfalz, weil solches Garn nicht hält, in Südschwaben, weil man damit einem seiner Angehörigen einen Strick an den Hals spinnt. Man darf ferner kein Geräth, keinen Wagen u. dgl. im Mondschein stehen lassen, da es sonst bald entzwei geht. Aus ähnlichen Gründen ist es in Schlessien verboten, Wäsche im Mondschein hängen zu lassen. Wer aus einem Bach oder Brunnen trinkt, in den der Mond scheint, begehrt in der Oberpfalz einen Frevel (entweder gegen sich selbst oder gegen den Mond) weil er den (giftigen?) Mond mit hinein trinkt. Ebendasselbst darf man im Mondschein nicht tanzen, weil dann die Decke der Erde so dünn wie Spinnewebe ist und die Geister durch das Tanzen heraufgelockt werden. Verboten ist ferner in vielen Gegenden Deutschlands, ungetaufte Kinder dem Mondschein auszusetzen, da sie leicht mondsüchtig oder Zauberer werden, sehr unklug, nach dem Mond mit den Fingern zu weisen, weil man dann ein Nagelgeschwür, oder gegen ihn auszuspeien, weil man sonst einen Ausschlag um den Mund

bekommt. Als wir auf der Fahrt nach Amerika eines Abends, wo der Mond hell schien, auf dem Verdeck eingeschlafen waren, weckte uns ein holländischer Matrose, „damit wir nicht blind würden.“ Schwängerung im Mondschein, heißt es in der Oberpfalz, hat mondsüchtige Kinder zur Folge. Endlich soll der Mondschein den Teint schwärzen, die Fäulniß des Fleisches und der Fische befördern, die Barbiermesser stumpf machen. Der Montag gilt in den verschiedensten Strichen Deutschlands für einen Unglückstag, im Lauenburgischen, weil das an ihm Begonnene „nicht wochenalt wird“, im Altenburgischen, weil man das Glück für die Woche mit weggibt, wenn man an ihm etwas verleiht oder großes Geld ausgibt, am Rhein, weil die Mägde, die an ihm einen Dienst antreten, viel zerbrechen oder bald wieder abziehen. Andere hierher gehörige Regeln führt Gräffe (des deutschen Landmanns Practica S. 199) an: Man darf Montags beim Kauf nichts schuldig bleiben, keinen Strumpf links anziehen, sich beim Nachbar kein Feuer holen und ebenso keinem, der solches holen will, dasselbe geben. Wer Montags in eine fremde Wohnung kommt und darin nicht ausruht, der nimmt den Leuten die Ruhe mit weg, oder macht, daß der Mann die Frau prügelt. Einiges hiervon bezieht sich darauf, daß das Volk den Montag als ersten, nicht, wie die Kirche will, als zweiten Tag der Woche auffaßt, das meiste aber steht in Beziehung zu dem Tage, der nach dem Mond genannt ist.

Zahlreicher als diese Behauptungen vom Mond im Allgemeinen sind die Regeln des Aberglaubens, welche sich auf seine Phasen beziehen. Die Haare muß man sich in Tirol bei abnehmendem, im ganzen übrigen Deutschland dagegen bei zunehmendem Monde verschneiden lassen. Eier im ersten Viertel gelegt, sind gut zur Speise und zum Erzielen junger Brut; die aus dem letzten Viertel dienen nicht zur Zucht. Alles Schlachtvieh und ebenso Krebse, Muscheln und Austern sollen im Vollmond fetter sein. Kinder müssen während derselben Phase entwöhnt werden, da sie dann besonders gedeihen; desgleichen soll man in dieser Zeit die Kälber absetzen. Kürbisse sollen drei Tage vor dem vollen Mond gesteckt werden, weil sie dann eine besondere Größe erlangen. Getreide muß man (in Tirol wird der Roggen ausgenommen) nach allgemeinem Glauben bei zunehmendem Mond säen, bei abnehmendem Mond dagegen Erbsen und Buchweizen, weil diese sonst zu lange blühen (in Westpreußen und der Mark) ebenso alles das, was seine Frucht unter der Erde ansetzt, z. B. Kartoffeln, Rüben und Möhren; wer letzteres nicht beobachtet, hat zu befürchten, daß die Kraft dieser Gewächse zu sehr in das Kraut geht. Brachen soll man (in Tirol), wenn „der Mond unter der Erde ist.“ Eine Bauernregel lautet:

„Vom neuen bis zum vollen Schein  
Sä' Nachmittags, so wird's fein rein,

Vom alten bis zum neuen Licht  
Sä' Vormittags, so wird's nicht brandicht."

Andere Sprüche empfehlen, bei Neumond zu säen. Im allgemeinen gilt, daß alle Dinge, die auf ein Gewinnen oder Behalten abzielen, bei wachsendem, alle, welche darauf gerichtet sind, etwas loszuwerden, bei schwindendem Mond vorzunehmen sind. Da indeß im Aberglauben die Willkür der Phantasie vorherrscht, so sind die Ausnahmen fast so zahlreich vertreten als die Regel. Bei zunehmendem Mond muß man die Schafe scheeren, die Wiesen mähen, die zum Schlag bestimmten Waldstrecken fällen, Dünger auf den Acker fahren (Kärnthén). Vorzüglich muß alles zum Bauen bestimmte Holz in dieser Periode gefällt werden, weil sonst dem daraus errichteten Hause ein Unglück widerfährt (Kärnthén); Brennholz dagegen ist bei abnehmendem Licht zu schlagen, da es so besser brennt. Waschen soll man (Tirol) bei abnehmendem Mond, und in derselben Zeit nimmt man in der Mark das Schweineschlachten und in Mecklenburg das Weißen der Stuben vor, „weil sie sonst nicht trocken werden.“ In vielen Gegenden, z. B. in Ostpreußen, Pommern und Hessen läßt sich niemand leicht im letzten Viertel trauen. Dagegen ist der Vollmond und ebenso der Neumond zum Hochzeitsbitter sehr zu empfehlen. Bei Grässe heißt es ferner, wenn eine Sache glücken soll, muß sie während des Neumonds angefangen werden, namentlich muß man in dieser Zeit neue Wohnungen beziehen, weil „dann die Nahrung zunimmt“. Wer kein Geld im Beutel hat, darf ihn bei Neumond nicht besehen, da er in diesem Fall, so lange das Licht währt, kein Geld haben würde. Ähnliches sagt man vom ersten Viertel. Wer sein Silber während des Vollmonds zählt, der sieht es oft zu Golde werden, lesen wir bei Grässe. Dagegen heißt es in der von Zingerle mitgetheilten „Blume der Tugend“, einem Gedicht aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts:

„Und etleich lewt die tragenn her fur  
Silber vnd Gold, hor ich sechenn  
Wenne sew newen man sechenn.“

Eigen klingt der von Montanus angeführte Aberglaube, daß in der Neumondszeit Verstand und Vernunft, wo sie nicht recht feststünden, zu wackeln anfangen.

Von höchster Wichtigkeit ist der Mond für die Bestimmung des Wetters. „Wollt ihr wissen,“ sagt die Meteorologie der Bauern, „ob in einem jeglichen Monat schön Wetter sein oder regnen wird, so lug, in welcher Stunde ein neuer Mond wird, an welchem Zeichen, und welcher Planet zu derselben Stunde regiert: so wird derselbe Monat gern heiß und trocken, kalt und feucht nach den Urtheilen der vier Zeiten des Jahres. Item, wenn der Mond neu ist worden, wie es dann denselben Monat wittern soll, das findest du also: scheint der Mond weiß, so wird es gern schön, scheint er aber roth, so wird

es gern windig. Scheint er bleich, so regnet es gern. Item, wenn es regnet an dem nächsten Montag, nachdem der Mond neu ist worden, so soll es den ganzen Monat aus regnen. Und sagen die Meisten von dem Mond, wenn der Mond neu ist und hat an dem Horn einen dunkeln Schein, schwarze Male, so bedeutet das in seiner Neue Regentage. Wenn er vier Tage alt wird und goldgelbe Farben an ihm sind, so bedeutet das kürzlich starke Winde. Ist er aber schwarz in der Mitte, so wird schön Wetter sein, klar und heiter bis zu Ende.“

Der Mond mästet, wie wir aus unsrer Nockenphilosophie sahen, Aустern und Schlachtochsen, wirkt als magischer Guano auf den Acker, als Heckpfennig auf den Beutel, dient als Monatsuhr für den Säemann und den Gärtner, als Wetterprophet und Barometer. Das folgende wird zeigen, daß er auch unter den Arzneimitteln der Volksapotheke eine Rolle spielt, trotzdem oder vielleicht gerade, weil sein Schein hier und da für giftig gilt. Sommersprossen vertreibt man, indem man sich des Nachts mit Wasser wäscht, in welches der Vollmond scheint (Tirol). Kröpfe wird man los, wenn man sich bei zunehmendem Mond drei Abende hintereinander mit dem Gesicht gegen den Mond stellt, einen Stein aufhebt, den leidenden Theil stillschweigend damit berührt und den Stein dann hinter sich wirft (Harz, Schlesien). Zahnschmerz wird unfehlbar geheilt, wenn man den Vollmond ansieht und spricht: „Maand, ik klag di Lähupien, Niet-pien, Splietpien un Gicht, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes u. s. w. (Lauenburg) oder wenn der Geplagte bei abnehmendem Mond mit einem Nagel in den Zahn bohrt, bis Blut kommt und den Nagel dann stillschweigend in die Nordseite einer Eiche schlägt; so lange der Baum steht, wird man nie wieder Zahnschmerz haben (Mark). Gepulverte Todtenknochen, bei abnehmendem Mond eingenommen, sind gut gegen Epilepsie (Tirol). Eisenkraut nach dem Aufgang des Hundsterns bei Neumond gebrochen, hilft gegen Kopfschmerz. Krebse bei Vollmond gefangen, wenn die Sonne im Löwen ist, lebendig verbrannt und dann zerstoßen, sind das beste Mittel gegen die Hundswuth. Bruchschäden vergehen, wenn man bei Vollmond das an eine Wand fallende Licht mit der hohlen Hand dreimal auf die Geschwulst schöpft und dazu die Formel „im Namen Gottes des Vaters u. s. w.“ spricht. In ähnlicher Weise werden Flechten und Warzen vertrieben, letztere auf folgende Methode: Man sieht scharf in den Vollmond und spricht: „Wat ik seh, dat steit, wat ik strief, dat geit, im Namen u. s. w.“ oder bei zunehmendem Mond: „Dat nimmt tau, wat ik bekief, dat nimmt af, wat ik bestrief“ (Mecklenburg, Lauenburg und Baiern). Ein Zaubersegen gegen die Gicht endlich, der in Lauenburg gebräuchlich ist, und bei abnehmendem Monde Dienstags und Freitags angewendet wird, lautet: „Gicht, ich befehle dir durch Gottes Macht, durch Gottes Kraft, du sollst nicht mehr reißen, du sollst nicht mehr schleifen, du sollst nicht mehr

rennen, du sollst nicht mehr brennen, du sollst nicht mehr brechen, du sollst nicht mehr stechen. Der du unter den Neunundneunzig und Siebenundsiebzig bist, sicherlich magst du vergehen, wie die weiße Wand (wie der Mondschein von der Wand?), da unser Herr Jesus am Kreuze hang. Im Namen u. s. w.“

Jedenfalls ist der Mond auch bei andern Zauberwerk nothwendiger Helfer. So beim Gießen von Freikugeln, beim Diebsbann, bei der Anfertigung von Wünschelruthen. Einen hierher gehörigen Aberglauben theilt Kuhn in seinen „Sagen, Gebräuchen und Märchen aus Westfalen“ mit. Es ist eine Anweisung, einen Stecken zu schneiden, mit dem man einen Abwesenden prügeln kann. Man schneidet denselben an einem Dienstag, wenn der Mond neu wird, im Namen der Dreieinigkeit, zieht seinen Rock aus, schlägt, indem man den Namen des zu Prügelnden nennt, tapfer drauflos, und derselbe bekommt die Schläge, gleichviel wie weit er entfernt ist.

Nicht zu verwundern ist es, wenn der Mond, der so viel vermag, auch als Schuzmittel gegen magische Einwirkungen, als Gegenzauber, als Amulet, namentlich gegen den bösen oder neidischen Blick gebraucht wurde. In Deutschland scheint dieser Aberglaube — wenn man von den Mondchen an unsern Pferdezüäumen, die aus der Türkei stammen, und von dem Umstand absieht, daß von der Ritterrüstung des Mittelalters bei unsern Offizieren einzig der halbmondförmige Ringfragen übrig geblieben ist — nicht vorzukommen. Dagegen finden wir denselben unter den Griechen und Römern, im heutigen Italien und vor allem im alten und neuen Orient weit verbreitet. Sehr wahrscheinlich waren die Mondchen, welche die Kameele der Richter 8, 21 genannten Beduinenemire Sebah und Zalmuna trugen, und ebenso die Jesaias 3, 18 erwähnten, zum Schmuck der hebräischen Modedamen gehörigen kleinen Monde\*) solche Amulette. Der halbe Mond auf den türkischen Moscheen, der bekanntlich schon das Wahrzeichen des alten Byzanz war, welches er nach der Sage vor einem nächtlichen Ueberfall bewahrte, ist ein Ueberbleibsel des Heidenthums. Wie er noch jetzt in der Türkei, Kindern und Pferden um den Hals gehangen, als Mittel gegen Augenzauber dient, so war er schon im Alterthum ein solches Amulet. Bekannt sind die *μήνισκοι*, welche die Griechen, die *lunulae*, welche die Römer ihren Kindern als Schutzwehr gegen den Neid der Götter und Menschen und vorzüglich gegen den *ὄφθαλμὸς βίασκανος*, das zaubernde Auge, umzuhängen pflegten. Auch Frauen wahrten sich mit solchen Mondchen, welche aus Gold, Silber oder Bein gemacht und an einem Band um den Hals getragen wurden. Ebenso hing man sie, wie die Basreliefs der Trajanssäule (vgl. Jahn, über den Aberglauben des bösen Blicks S. 42) zeigen, Pferden um. Wahrscheinlich sicherte man mit ihnen auch leblose Gegenstände, Häuser, Stadthore, und so könnte jenes Wahrzeichen des vorchristlichen By-

\*) Luther hat das hebräische Wort nicht genau mit „Spangen“ wiedergegeben.

zanz ein Wahrzeichen im engern Sinn, d. h. ein Amulet gewesen sein. Wie dem aber auch sei, das Bild des Mondes war im Alterthum wahrscheinlich unter den Juden, sicher unter den Griechen und Römern ein Mittel gegen den bösen Blick, es ist noch jetzt ein solches unter den Türken und noch heute tragen neapolitanische Damen silberne Halbmonde am Arm zum Schutz gegen die fallende Sucht, die allenthalben als eine durch Zauber herbeizuführende Krankheit, als etwas „Angethanes“ gilt.

Fast durchweg verschieden von den oben angeführten Sagen und Regeln des Aberglaubens vom Monde, die ihre Heimat in Deutschland und andern germanischen Ländern haben, ist das, was die auf orientalischer Astrologie fußende Kunstmagie vom Einfluß des Mondes auf die Erde zu melden hat. Dahin gehört alles, was die Complexion der Steine, Pflanzen, Thiere und Menschen nach den Planeten und Himmelszeichen bestimmt. Der Bauer weiß davon wenig oder nichts; dennoch muß das auf den Mond Bezügliche hier in Betracht gezogen werden, da nach den gedruckten Regeln dieser Theorie noch heute hier und da Ehen und Freundschaften geschlossen und mancherlei andere Unternehmungen bestimmt werden. Es gibt nach dieser Lehre gewisse Metalle und Steine, gewisse Pflanzen und Thiere und ebenso gewisse Menschen, in denen sich, je nach der Constellation, unter der sie geboren oder entstanden sind, der eine oder der andere Himmelskörper mit den Eigenschaften seines Wesens darstellt. So gibt es solarische, jovialische, saturninische, martialische und so auch lunarische Naturdinge und Menschen. Beispiele werden darthun, was damit gemeint ist. Lunarische, unter dem Einfluß des Mondes entstandene, dessen Züge tragende Mineralien sind das weiße Erz, das Silber und der blaue Saphir (Gold und Karfunkel gehören der Sonne an, Eisen, Schwefel und Rubin sind Marskinder u. s. w.). Lunarisch sind alle Kräuter, welche weiche, dicke und saftige Blätter und einen wässerigen Geschmack haben, alle Sumpfpflanzen und alle solche, die besonders rasch wachsen: der Kohl und der Kürbiß, Melone, Gurke, Zwiebel, Lauch, die Mandragorawurzel (Ulraun), der Mohn, der Salat, die Rübe, alle Pilze und Schwämme, das Mondkraut, die Wasserlinse, von den Bäumen aber die Linde. Die lunarischen Thiere entsprechen dem: sie lieben feuchte Orte, wachsen rasch, sind langsam, meist ungeschickt, fruchtbar und unrein, „von wegen der lunarischen Impression und des giftigen Menstrui;“ zu ihnen zählen unter andern das Schwein und das Kaninchen, der hundsköpfige Affe, Ente, Gans, Kukul, Wachtel, Wasserschlange, Schildkröte, die meisten Fische, die Spinne, der Krebs und die Auster. Die lunarischen Menschen werden, wenn sie wohlgeordnet sind, tüchtige Schiffsleute, glückliche Fischer, schlaue Müller, die besten Jäger, hurtige und verschwiegene Boten; wenn sie dagegen übel geordnet sind, das Gegentheil von dem Gesagten, Verräther, Meineidige, Hexen und Zauberer.

Ein Kind geboren in des Mondes Stunde, heißt es ferner, wird unstet in seinem Wandel, läßt sich niemand meistern, thut sich selbst leicht den Tod an, hat selten Glück in zeitlichen Dingen; denn es mag seines Glücks nicht erwarten, stirbt meist in jungen Jahren, hat dunkle Augen, schielt gewöhnlich, wird oft krank, geht geduckt, ist kalter Natur, selten fröhlich. Es ist wahrhaftig, wird leicht zornig, vergeht ihm aber bald, begehrt nicht fremdes Gut, ist gern ein Kaufmann oder Schiffer, sein Angesicht ist bleich, es wird zeitig grau und darf von Glück sagen, wenn es im Angesicht nicht ein Zeichen überkommt.

Wieder eine andere Quelle, die sich genauer über die Sache verbreitet, sagt folgendes: Der Mond thut uns von allen Gestirnen am meisten, beides Uebles und Gutes, weil er uns am nächsten ist. Wer in der Zeit, wo der Mond seinen Schein von der Sonne empfängt, geboren ist, es sei Mann oder Weib, des Angesicht wird voll sein, seine Farbe gibt gar lichten Schein, gemengt mit Farben roth und weiß; sein Haupt ist nicht zu groß, seine Stirn weder zu kurz noch zu lang, sein Leichnam wohlgemacht und schlank, thut alleweg den Leuten Gutes, gefällt jedermann vor andern Leuten, ist gesprächig, witzig, gütig, seine Augen sind nicht sehr schwarz, seine Augenbrauen stoßen über den Augen zusammen, er hat kleine Zehen an den Füßen u. s. w. Wer im wachsenden Mond geboren wird, ist von schönem, lichten, aber kleinem Antlitz, bekommt nur einen kleinen Bart, geht gern müßig, reist gern über Land und Meer, lebt gern von fremdem Brot und ist farg. Welche aber im abnehmenden Mond geboren werden, die sind gewißlich Thoren, dieweil sie leben, und wenn ihnen soll Weisheit widerfahren, so müssen sie sich zu weisen und alten Leuten thun oder sie sind verdorben.

Damit hätten wir das Wesentlichste des Aberglaubens vom Monde zusammengestellt und können nun in der Kürze die Frage zu lösen versuchen, wie viel davon Aberglaube, Uebertreibung, Willkür, Mißverständniß, Verkehrung begründeter Thatsachen ist. Eine begründete Thatsache ist die bekannte, daß zur Zeit der Syzygien (Neumond und Vollmond) die Flut höher steigt, als während der Viertel. Gewiß ist dann, daß der Mond Einfluß auf die wässrigen Niederschläge hat, daß es durchschnittlich am meisten regnet, wenn er bald voll werden will, und wenn er der Erde am nächsten ist, daß es hingegen meist heiteres Wetter gibt, wenn er bald neu werden will und von der Erde am fernsten ist. Bewiesen ist ferner, daß der Mond auf die Bildung und Vertheilung der Wolken wirkt, daß er diese, namentlich bei Vollmond, wenn sie am Horizont heraufziehen, zertheilt, und daß er selbst in gewisser Beziehung zu den Gewittern steht. Sicher ist sodann, daß sein Wechsel einen Druck auf die Luft ausübt, von dem zwar das Barometer wenig, die Lunge der Menschen nichts empfindet, den aber die Elfen und Luftgeister mit ihrer zarteren

Organisation unzweifelhaft spüren, indem sie leichter und schwerer athmen werden. „Der Mond“, sagt Fechner, dessen gründlichen Untersuchungen über die Stellung des Erdtrabantens zu seiner Gebieterin wir hier folgen\*), „ist der Spielmann, der den Elfen mit leisem, nur von ihnen gehörtem und gefühltem Klang und Hauch zum Tanz auf dem grünen Plan aufspielt; wir sehen bloß sein goldnes Horn.“

Falsch ist dagegen, daß der Volksglaube immer vom kalten Mond spricht. Wenn die Nacht kalt ist, so kommt das nicht vom Monde, sondern von der Erde. Nur ist die Wärme, die der Mond ausstrahlt, in demselben Maße geringer als die der Sonne, in welchem sein Licht schwächer als das Sonnenlicht ist, und so erschöpft es sich schon in den Höhen unsrer Atmosphäre und gelangt nicht zu dem Grunde des unsern Planeten umflutenden Luftmeers, wo sich der Mensch mit seinem Gefühl und seinem Thermometer bewegt.

Nicht ganz ohne Grund ist, was von dem Einfluß des Mondes auf die Gewächse geglaubt wird. Schübler fand nach 425jährigen Beobachtungen über gute und schlechte Weinjahre in Württemberg einen auffallenden Bezug derselben zu der 19jährigen Periode, in welcher die Syzygien, Quadraturen und Hauptpunkte des synodischen Umlaufs überhaupt wieder nahe auf dieselben Tage der einzelnen Monate fallen, zu der nahe damit zusammentreffenden Periode der Mondsknoten und zu der neunjährigen der Apsiden. Selbstverständlich wirkt der Mond auch durch die Gesammtheit seiner Bitterungseinflüsse auf das Gedeihen der Trauben, und so wäre er denn nicht bloß bei der Ebbe und Flut des Wassers im Meere, sondern auch bei der des Weines im Fasse thätig. Wer hätte gedacht, daß die keusche Luna mit Bacchus dem Zecher eine geheime Liebschaft hätte?

Der Einfluß des Mondes dringt aber nicht bloß durch Luft und Meer, er geht selbst in die Tiefen der Erde und ergreift mit dem Wägbaren zugleich das Unwägbare. Die Erde bebt und die Magnetnadel zittert unter dieser Einwirkung. Es ist, als wenn es neben der Ebbe und Flut des Meeres, auch eine Ebbe und Flut der festen Erdmasse gäbe. Wie die Meeresflut am höchsten bei Vollmond und Neumond steigt, wächst auch die Häufigkeit der Erdbeben in dem Maß, in welchem Neumond oder Vollmond heranrückt. Die Erde hat zwei Meere, ein kaltes wässriges auf der Oberfläche und ein heißes, aus geschmolzenem Gestein und Metall in ihrem Innern. Die feste Kruste des Planeten ist nur wie eine dünne Eierschale zwischen beiden eingeschoben. Wie das Außenmeer ebbt und flutet, so auch das Innenmeer, und dann, wenn die Flut des letztern am stärksten ist, drängt es am stärksten gegen jene Schale, und das nennen wir Erdbeben. Allerdings treten diese nicht immer zu den Zeiten ein, wo der Einfluß des Mondes auf die beiden Meere sein

\*) Schleiden und der Mond. Von G. Th. Fechner. Leipzig, Gumprecht, 1856.

Maximum erreicht, immer aber bleibt reichlich so viel übrig, um den Mond als Mitursache der Erdbeben zu bezeichnen.

Daß der Mond in das Spiel der magnetischen Kräfte der Erde eingreift, ist durch Kreils Beobachtungen entschieden. Dieser Einfluß ist klein, aber doch ein Einfluß, und er gehört nach der Sorgfalt, mit der er beobachtet worden ist, zu den bestconstatirten, die wir kennen. Die Magnetnadel im Kompaß bewegt sich unter ihm; warum, kann man fragen, nicht auch die Magnetnadel im Herzen? Er wirkt auf die drei Meere des Makrokosmos, auf das Luftmeer, das Wassermeer und das unterirdische Feuermeer, warum nicht auch auf das Ebben und Fluten im Mikrokosmos, auf die Bewegung der Kräfte im organischen Leben?

Die Antwort lautet zunächst: gewiß würde der Mond eine Ebbe und Flut im menschlichen Körper bewirken, wenn der Mensch so groß wie die Erde wäre. Ferner: der Mond scheint nur bei heiterm Himmel, und leicht kann man als Einfluß des Mondes ansehen, was nur Folge des heitern Himmels ist. Letzterer hat in seiner Begleitung Kühle und starken Thau, und diese mögen das Gift sein, welches in der warmen Jahreszeit, wie oben angeführt, den Augen schadet oder, wie Andere sagen, Kopfschmerzen hervorrufft, wenn man sich dem Monde unbedeckt aussetzt. Sodann mag die Helle des Mondes selbst Wirkungen hervorbringen, die, ohne aus den Grenzen gewöhnlicher Lichtwirkungen herauszutreten, doch beim Monde leicht als eigenthümliche Wirkungen gedeutet werden können. Es ist, um dies auf etwas Bestimmtes anzuwenden, denkbar, daß es, wenn reizbare Personen, namentlich Kinder und Frauen, bei Vollmond unruhig schlafen und nachtwandeln und solche Nachtwandler ihre Richtung nach dem Monde hinnehmen, nur das helle Licht ist, das sie halbwach werden läßt und sie anzieht. Ferner ist der Mensch geneigt, zwischen zeitlich zusammentreffenden ähnlichen Vorgängen einen Causalbezug zu vermuthen. Die Periodicität des Mondes auf der einen und die des organischen Lebens auf der andern Seite bieten solche Analogien in Menge, und bei dem Vielen, was im organischen Gebiet wechselnd ab- und zunimmt, kann es nicht fehlen, daß diese Ab- und Zunahme mit der Ab- und Zunahme zusammenfällt, die wir am Monde beobachten. Da man nun bei vorgefaßten Meinungen meist nur auf die zutreffenden Fälle zu achten, nur diese sich zu merken pflegt, so entsteht hierdurch leicht ein falscher Schein constatirter Wirksamkeit des Mondes. Dieser Schein, zum Glauben geworden, thut dann seine Wunder; nervenschwache Personen empfinden, was sie erwarten, ihre Phantasie schafft ihnen, was sie als bloßes Bild in sich hegt, zur Wirklichkeit um. Der an die Wand gemalte Teufel kommt mit Fleisch und Bein. Der größte Theil des Mondaberglaubens möchte auf diesem Grunde ruhen.

Man hat behauptet, daß der Mond in einem gewissen Verhältniß zu dem Grenzboten I. 1860.

Vorkommen von Wahnsinnsfällen stehe. Genaue Beobachtungen zeigten aber, daß kein irgend erheblicher Einfluß des Erdsatelliten auf dieses Gebiet stattfindet. Dagegen scheinen andere Beobachtungen dafür zu sprechen, daß der Mond einigen, aber freilich nur einen schwachen Einfluß auf Epileptische ausübt, daß die größte Sterblichkeit mit dem Neumond, die geringste mit dem Vollmond zusammenfällt, daß die alle vierzehn Tage erfolgende regelmäßige Rückkehr der Anfälle von tropischen Fiebern mit der Zeit des Voll- und Neumondes zusammentrifft (ein Umstand, der schon bei Galen erwähnt wird) und daß der Aberglaube von der Wirkung der Mondphasen auf Kropfkrankheiten kein reiner Aberglaube ist, indem nicht zu alte Leiden dieser Gattung wirklich mit dem ab- und zunehmenden Monde ab- und zunehmen. Endlich sollen nach der Beobachtung Nieberdings die nach Marschfiebern häufig zurückbleibenden Milzanschwellungen und Wassersuchten ganz entschieden dem Einfluß des Mondes unterliegen, und dasselbe wird von Jörg in Bezug auf chronische Hautkrankheiten in den amerikanischen Tropenländern behauptet.

Daß ein erheblicher directer Einfluß des Mondes auf die Vegetation der Pflanzen, wie ihn der Aberglaube annimmt, stattfindet, ist durch positive Versuche widerlegt, indeß deuten viele Angaben darauf hin, daß in den Tropen allerdings etwas mehr von einem derartigen Wirken der Mondperiodicität zu spüren ist.

Wir kommen zum Schluß. Wenn der Mond überhaupt einen Einfluß auf den Lebensprozeß äußert, so ist dieser jedenfalls ebenso wie der meteorologische nur ein untergeordneter, so daß er nicht aus kurzen Beobachtungen und nach oberflächlichen Angaben mit Sicherheit erkannt werden kann, indem andere unregelmäßige Einwirkungen ihn leicht verdecken können. Um ihn dennoch aufzufinden, oder über sein Vorhandensein oder Nichtvorhandensein zu entscheiden, bleibt kein anderes Mittel, als auf dieselbe Weise wie in Betreff der meteorologischen Einflüsse des Mondlaufs zu verfahren, d. h. zahlreiche Beobachtungen anzustellen und die Ergebnisse zu Mittelwerthen oder vergleichbaren Summen zu vereinigen. Es ist nicht viel, was man nach den bisherigen Untersuchungen in der Hand behält, indeß ist es immerhin genug, zu zeigen, daß der Aberglaube vom Monde, wie er im Volke lebt, nach den meisten seiner Dogmen wirklich Aberglaube ist. Der feinere Aberglaube hat nebenher auch seine Erklärung gefunden, wenigstens insoweit, als er fragte, warum der Thränen unterm Mond so viel sind. Wir sahen, daß es am meisten regnet, wenn der Mond bald voll werden will und wenn er der Erde am nächsten ist. Thränen sind nur eine besondere Art Regen, und so erklärt sich, daß kurz vor der Zeit des Vollmonds nicht bloß der Himmel, sondern auch der Mensch am meisten weint, womit der Einfluß des Mondes auf die Sentimentalität befriedigend aufgeheilt wäre.